

© Aleksandra Kucwicz / shutterstock.com



smd₊transparent

Neues aus Schüler-SMD, Hochschul-SMD und Akademiker-SMD

Nr. 04_Dezember 2017

Kernig. Grund-Worte der Reformation

Impulse und Einblicke in die SMD-Herbstkonferenz 2017

„Kernig“ – so haben wir unsere Herbstkonferenz in diesem Jahr überschrieben. Kernig ist das, was Martin Luther mit seinen Lehren vor 500 Jahren herausgearbeitet hat – und was er ebenso mit seinem Verhalten Kaiser und Kurie gegenüber bezeugt hat. Der ihm zugeschriebene Satz „Hier stehe ich, ich kann nicht anders“ auf dem Reichstag zu Worms zeugt davon. Bis heute ist Luther vielen ein Vorbild in Sachen Glaubens- und Gewissensfreiheit. Das Jahr 2017 geht zu Ende – und damit nicht nur das Jahr des Reformationsjubiläums, sondern auch gleich eine ganze Reformationsdekade, die die Evangelische Kirche 2007 eingeläutet hat. In der SMD kommen Christen aus verschiedenen konfessionellen Hintergründen zusammen – und so haben SMDler das Reformationsjubiläum auch ganz unterschiedlich erlebt. Manche waren engagiert dabei, haben Ausstellungen, Vorträge oder besondere Gottesdienste organisiert und mitgestaltet, an anderen ist das Jubiläum vorbeigezogen als

Zum Thema:

- Die Schrift allein _3
- Glaube allein _8
- Angst und Glaube _7
- Gotteswort im Menschenwort _10

Außerdem:

- Was geschah an Weihnachten? _11
- Das SMD-Mitarbeiterposter _12
- Traineeprogramm für Lehramtsstudis _15
- Das Heilige Land erlebt und entdeckt _19
- SMDler unterwegs in Afrika _20
- Zur Finanzlage _23

wäre da nichts gewesen. Fest steht: Die Reformation war eine der größten Umwälzungsprozesse unserer Geschichte – sie erfasste nicht nur Kirche, sondern auch Politik und die Gesellschaft insgesamt. Doch worauf zielte Luther eigentlich ab? Worum ging es ihm im Kern seiner Schriften? Und welche Bedeutung hat das für unser Christsein im 21. Jahrhundert? Das waren die Fragen, die uns in der Vorbereitung der diesjährigen Heko geleitet haben. Mit Hans-Joachim Eckstein konnten wir einen profilierten Hauptreferenten gewinnen, der es versteht, die Theologie mit den Menschen zu verbinden, den Glauben mit dem Alltag und die Universität mit der Gemeinde. Zwei der vier Hauptvorträge finden Sie in verschrifteter und gekürzter Fassung in diesem Heft – die Schrift allein und der Glaube allein. Zum Anhören finden Sie diese und alle weiteren Vorträge (Christus allein und Gnade allein) in voller Länge auf unserer Webseite zum Herunterladen. Lassen Sie sich ein auf die Grund-Worte der Reformation und entdecken Sie ganz persönlich, wie revolutionär diese für Ihren Glauben heute sind.

Was bewegt die SMD sonst noch: Im Rahmen unserer neuen Schwerpunktsetzung ist ein Traineeprogramm für Lehramts- und Pädagogik-Studenten entstanden (S. 15). In der Akademiker-SMD stehen die Zeichen ganz auf Akademikon (S. 18). Lesen Sie außerdem, was eine Gruppe von SMDlern in Afrika erlebt hat (S. 20) und wie es um die finanzielle Lage der SMD zum Jahresende steht (S. 23). Wir wünschen Ihnen viel Freude beim Schmöckern! ■

Christian Enders, Redaktion

Die Schrift allein

**– Warum die Bibel unverzichtbar ist –
Heko-Referat von Hans-Joachim Eckstein**



Auf der SMD-Herbstkonferenz sprach der Theologe und Autor Hans-Joachim Eckstein über die reformatorischen Grund-Worte, bekannt als das vierfache „Allein“ der Reformation, auch *particulae exclusivae* genannt. An dieser Stelle dokumentieren wir eine verschriftete und stark gekürzte Version des Referates „Die Schrift allein“ (*sola scriptura*). Die vollständige Fassung finden Sie als Audiodatei zum Herunterladen unter heko.smd.org. Der Text beginnt mit einer kurzen Einführung in die Hermeneutik.

Hermeneutik – Einlassen und Zurückkehren

Unser ganzes Bemühen sollte darauf gerichtet sein, das Wort Gottes verstehen, interpretieren und übersetzen zu können. Die Kunst dies zu tun, nennen wir Hermeneutik. Der Begriff „hermeneuo“ bedeutet „übersetzen“, was wir im Deutschen so anschaulich mit *über*-setzen wiedergeben können – nämlich *übersetzen* von einem Ufer eines Flusses zu einem anderen wie in einem Boot. Ich stehe im 21. Jahrhundert, in meinem Hier und Jetzt. Daraus gehe ich zweitausend Jahre zurück, in eine andere Zeit, in eine andere Kultur, in eine Offenbarung, die nicht von dieser Welt ist, sondern von einer anderen, der himmlischen Welt kommt. Das heißt, dass ich die Bibel nicht einfach aufschlagen und sagen kann: Jeder Vers ist unmittelbar für mich geschrieben und für mich unmittelbar verständlich. Es

scheitert schon daran, dass nicht alle von uns Hebräisch und Griechisch können, dass das Neue Testament in Griechisch geschrieben ist und das Alte Testament in Hebräisch und Aramäisch. Wir kommen gar nicht umhin zu übersetzen. Aber das ist nur die sprachliche Seite. Die größere Kunst ist, sich selbst zu verlassen und sich darauf einzulassen, *übersetzen* zu dem Anderen, zu dem Fremden. Diese Hermeneutik des Verstehens des Anderen fordert uns schon in unserer gegenwärtigen wechselseitigen Kommunikation heraus. Denn wenn wir miteinander reden, haben wir auch die Eigenart das zu verstehen, was wir verstehen wollen, den Anderen aus unserer Perspektive zu sehen. Wir sprechen dann nicht wirklich mit dem Anderen selbst, sondern mit dem Bild, das wir uns selbst von ihm gemacht haben. Es ist also eine Herausforderung, das andere Ufer, den Anderen, das Gegenüber im Anders-Sein wahrzunehmen.

Dies gilt auch für die Bibel; und deswegen ist es so wichtig, dass wir die Bibel nicht nur in Losungen zerschnipselt – möglichst noch nach eigener Auswahl – zu uns nehmen. Gewiss, das gibt es: Ein Wort, das uns ins Herz trifft, als wäre es heute nur für uns geschrieben. Aber es geht zugleich und vor allem darum, die Bibel in ihrem Zusammenhang zu verstehen. Das Anders-Sein des Anderen wird dann besonders schwierig, wenn es sich uns zunächst als Fremd-Sein darstellt. Da wo ich in den Bibeltexten etwas lese, was mir unbequem ist, da begegnet mir etwas Fremdes, das ich anpassen und einebnen will. Ob ich dies wissenschaftlich und mit den Grundsprachen angehe oder mit einer guten Übersetzung der Bibel – es ist jeweils die Kunst, mich auf die Texte als Texte einzulassen und nach ihrem Zusammenhang zu fragen. Zugleich ist es wichtig, dass ich nicht nur eintauche, um dort zu verweilen. Hermeneutik bedeutet *Übersetzen*, um wieder zurückzukommen. Es ist eine große Kunst, das, was ich dort am anderen Ufer Neues erfahre, in meine Gegenwart hinüberzubekommen, ohne es unterwegs zu „verwässern“. Hermeneutik ist also ein doppelter Vorgang: Ein mich selbst Distanzieren auf das Gegenüber hin, das



Einlassen auf das Gegenüber, das Eintauchen in das Dort – um dann zurück zu übersetzen in die Gegenwart. Das ist ein aufwändiges Geschäft. Manche kürzen das ab, um den Aufwand nicht zu groß zu machen, sie setzen sich zwar ins Ruderboot der Gegenwart, tauchen kurz und mit Klappern der Ruder im Nebel ein, um aber gleich wieder mit der Botschaft zurückkommen: „Ich sage euch jetzt, was die Bibel meint.“ Doch in Wahrheit sagen sie eher, was sie selbst schon immer sagen wollten, und nutzen die Bibelverse nur als Steinbruch für ihre eigenen Argumente. Das kann es nicht sein.

Was ist biblisch?

Das war die Einführung; jetzt kommt die Bitte um eine Differenzierung. Wenn wir kirchliche Papiere, theologische Ausführungen oder Anschreiben lesen, dann mögen wir häufig an dieser recht undifferenzierten Verwendung von Bibelstellen leiden. Deshalb schlage ich drei Unterscheidungen vor.

Biblisch 1: Im Deutschen kann „biblisch“ bedeuten, dass etwas einfach in der Bibel vorkommt und erzählt wird. Der Brudermord des Kain z. B. ist in diesem Sinne biblisch – denn er kommt in der Bibel in 1. Mose 4 vor. Manche sprechen bei schlimmen Naturkatastrophen von „biblischen Strafen“, eben weil von solchen Katastrophen in der Bibel gesprochen wurde. Damit meine ich natürlich nicht, dass wir „biblische Strafen“ gutheißen oder selbst provozieren sollten, sie werden ja zur Abschreckung beschrieben. „Biblisch 1“ ist also keine hermeneutische Kategorie. Wir können nicht sagen, nur weil etwas in der Bibel vorkommt, kann ich es zum Maßstab und zur Vorlage unseres eigenen Verhaltens machen.

Biblisch 2: Von „biblisch 1“ müssen wir „biblisch 2“ unterscheiden, die Frage: Was meint diese Aussage im Zusammenhang? Dann lese ich die Zehn Gebote, wo steht: „Du sollst nicht morden“ (2. Mose 20,13). Damit steht fest, dass der Mord durch Kain eben nicht biblisch ist – im Sinne von biblisch vorgegeben, gewollt und erlaubt –, sondern als ein abschreckendes Beispiel erzählt wird. „Biblisch 2“ gibt uns die Werte vor. Um dieses Bemühen, um das ursprüngliche und eigentliche Verständnis geht es – und zwar gerade bei strittigen Fragen. Wir müssen uns die Arbeit machen zu fragen: „Wie wurde dieses Phänomen vor 2000 Jahren in der Urchristenheit beurteilt und im Wort Gottes bezeugt?“ Es geht um eine historische, eine sachliche Aussage. Aber dies allein würde bei aller Sorgfalt noch nicht genügen, denn wir wollen auch *heute* biblische Entscheidungen treffen. Ob wir mit dem Flugzeug, mit dem Zug oder mit dem Auto reisen – alle drei Phänomene sind „unbiblisch“ im Sinne von „biblisch 1“, denn sie kommen in der Bibel nicht vor. Deshalb kommen wir um den Schritt von „biblisch 2“ zu „biblisch 3“ nicht herum. Wir müssen das, was wir in der Bibel lesen über-setzen in unsere Welt. Wichtig ist: „Biblisch 2“ (die Feststellung

des Zusammenhangs und Schriftsinnes nach bestem Wissen, Gewissen und Verstand) und „biblisch 3“ (die aktuelle Anwendung) müssen klar auseinandergehalten werden – nicht getrennt, aber deutlich *unterschieden*. Dass das bei den Debatten, die wir in den letzten Jahren pflegten, nicht hinreichend passiert ist, ist hermeneutisch unverantwortlich und wirkt verwirrend und unheilvoll. Einige springen dann unvermittelt von „biblisch 1“ in die Gegenwart (in der Bibel wurde auch gemordet und Unzucht getrieben, dann können wir das heute auch für die Gemeinde freigeben) und andere wieder verfälschen bei „biblisch 2“ den Wortlaut des griechischen Grundtextes und den historischen Kontext, um vorgeblich unter „biblisch 3“ bei dem eigenen erwünschten Ergebnis zu landen, das vielleicht ganz galant und politisch korrekt in die gegenwärtige Landschaft passt.

Biblisch 3 ist also die Frage: „Wie gehe ich heute damit um, wie wende ich das heute an?“ Es gibt Beispiele, bei denen das ganz einfach ist; es gibt andere, da erweist es sich als durchaus schwierig. Es sei gleich zu Beginn festgestellt, dass es nicht ein Mangel an Glaube oder Denken sein muss, wenn wir bei „biblisch 3“ verschiedene Meinungen haben. Paulus hat dazu eindrückliche Beispiele gegeben (1. Korinther 8-10 und Römer 14). Dort ging es um das Fleisch, das vom Götzenopfer herrührte und auf dem Markt verkauft wurde. Paulus sagt: Ihr habt biographisch und von eurem Erkenntnisstand her verschiedene Voraussetzungen, ihr kommt zu verschiedenen Überzeugungen. Entscheidend ist, dass jeder seine eigene Überzeugung nach bestem Wissen und Gewissen und wahrhaftig begründet lebt. Lass dir von einem Anderen und seinem Gewissen nicht vorschreiben, was du als „biblisch“, als Gott wohlgefällig ansiehst. – Aber: Nehmt Rücksicht aufeinander! Du kannst deine Freiheit leben; aber wenn ein anderer durch deine Freiheit persönlich zerbricht, dann ist das ein Problem. Das heißt, dass bei „biblisch 3“ durchaus verschiedene Ergebnisse herauskommen mögen – vielleicht auf Dauer, vielleicht für eine Phase. Dieses Phänomen der verschiedenen Anwendung ist also nicht an sich schon „unbiblisch“, sondern es ist vielmehr nach „biblisch 2“ ein Modell, das bereits in der Schrift selbst vorgegeben ist. Damit sind wir aber bei dem Kern der Frage: Warum sollen wir uns auf die Bibel konzentrieren?

Wie will die Bibel verstanden werden?

Nun, die Bibel ist nach unserem Bekenntnis Wort Gottes. Ist sie Wort Gottes oder bezeugt sie Wort Gottes? Ist sie Gottes Wort oder Menschenwort? Ist sie beides oder kann sie nur eines sein? Wir haben im Neuen Testament an vielen Stellen – in besonderer Klarheit und Ausführlichkeit bei Paulus – eine klare Hermeneutik. Mich fasziniert es, von der Fra-

ge: „Wie verstehe ich die Bibel?“, fortzuschreiten zu der Frage: „Wie will die Bibel verstanden werden?“ Gibt es ein Verständnis vom Wort Gottes im Wort Gottes, sodass ich aus der Bibel heraus selbst eine Hermeneutik entfalten kann? Dazu Galater 1,11: „Denn ich tue euch kund, liebe Brüder, dass das Evangelium, das von mir gepredigt ist, nicht von menschlicher Art ist. Denn ich habe es nicht von einem Menschen empfangen oder gelernt, sondern durch eine Offenbarung Jesu Christi.“ Der Anspruch des Apostels Paulus ist, dass er nicht Menschenwort verkündigt. Das Selbstverständnis der Auferstehungszeugen ist nämlich, dass Gott, der Vater, ihnen Jesus Christus offenbart hat. Das heißt, Wort Gottes im engsten und eigentlichsten Sinn ist weder eine Schrift, noch ein Buch, sondern Jesus Christus selbst, in ihm, dem Sohn, hat sich der Vater selbst und letztverbindlich mitgeteilt. Dass wir das Wort Gottes heute überhaupt noch greifen können, das liegt daran, dass sich der auferstandene Jesus Christus den Frauen und Männern seiner Nachfolge persönlich geoffenbart und ihnen das Evangelium weitergegeben hat. Wir brauchen die Apostel – zu denen Paulus sich selbst zählte – als letzten in der Reihe allerer, die eine Auferstehungserscheinung hatten. Gottes Wort ist uns durch Christus im Evangelium übergeben und von den Aposteln bezeugt. Bei den Paulusbriefen haben wir nun – und das fasziniert mich besonders – einen Autor, der zugleich Apostel und Verfasser neutestamentlicher Schriften ist. Lukas z. B. beansprucht nicht, selbst zu dieser ersten Generation der Auferstehungszeugen zu gehören; er gibt sorgfältig weiter, was er von Anfang an genau erkundet hat (Lk 1,1-4). Insofern haben wir im Neuen Testament selbst bereits eine Abstufung der Überlieferungsgenerationen.



© Erich Westendorp (phelto.de)

Dies lässt sich vielleicht durch das anschauliche Bild eines **römischen Brunnens** verdeutlichen (siehe Abbildung). Ganz oben – noch oberhalb der ersten Schale – sprudelt das Wasser unmittelbar aus der Quelle bzw. der Zuleitung. Dies entspricht dem Wort Gottes in Person, das Jesus Christus als der eigentliche Ursprung und Inhalt des Evangeliums ist. Die allererste Schale entspricht dann dem Evangelium als dem Wort Gottes, das der Auferstandene seinen Aposteln bei seinen Erscheinungen gegeben hat, wie es Paulus in Gal 1,11-16 ganz ausdrücklich hervorhebt. Die zweite Schale, in die sich das Wasser von oben unmittelbar ergießt, ist uns mit dem Zeugnis der Apostel gegeben und gewissenhaft überliefert. Schon mit dem Neuen Testament haben wir – bildlich gesprochen als dritte Schale – die nächste Stufe der Verkündigung und Überlieferung der Apostelschüler wie z. B. auch Timotheus. Nach 2. Timotheus 2,2 soll er das von Paulus empfangene Evangelium selbst wiederum anderen weitergeben, die ihrerseits in der Lage sind, andere zu lehren. Damit kommen bereits weitere Schalen über die Zeit des Neuen Testaments hinaus in den Blick, in denen das Evangelium empfangen, treu bewahrt und gewissenhaft weitergegeben wird.

Was meinen wir mit diesem Bild des römischen Brunnens, der zugleich den beständigen Fluss wie auch die Abstufung symbolisiert? Ein römischer Brunnen hat darin seine geheimnisvolle Faszination, dass er ganz oben – und nur dort – seine Quelle hat, aus der das Wasser sprudelt und sich in Stufen nach unten ergießt. Diese Quelle ist nach dem Selbstverständnis des Neuen Testaments das Wort Gottes in Person, Jesus Christus, der gekreuzigte und auferstandene Sohn Gottes, der gegenwärtig zur Rechten seines Vaters sitzt und im Heiligen Geist gegenwärtig und wirksam ist. Er hat das Evangelium seinen Jüngern und den wenigen anderen Auferstehungszeugen wie Paulus unmittelbar erschlossen und übergeben. Denn nach Paulus und den Evangelien hat sich der Auferstandene ihnen selbst gezeigt. Er hat sie belehrt über das Wesen und den Willen seines Vaters, über seine eigene Person und seinen Weg bis hin zu Kreuz und Auferstehung, über seine Vollmacht und seinen Auftrag an die Jünger bis zur Wiederkunft.

Somit sind wir heute angewiesen auf das Zeugnis der Apostel, wie es im Neuen Testament erhalten ist. Warum brauchen wir aber die Unterscheidung zwischen der zweiten Schale – d. h. der Ebene des unmittelbar von Christus gegebenen *Evangeliums* – und der dritten Schale – d. h. des *Zeugnisses der Apostel*? In Galater 2,11ff. erfahren wir von einem Fall, den man als hermeneutischen „Worst Case“ bezeichnen könnte, als einen „schlimmsten anzunehmenden Unfall“. Bei dem hier geschilderten Konflikt kommt es im Zusammenhang der Abendmahlsgemeinschaft zu der Situation, dass mit Petrus und Paulus zwei Apostel konträre Entscheidungen treffen und im Blick auf die „Wahrheit des Evangeliums“ das Gegenteil verkündigen. Was gilt jetzt? Paulus – obwohl Apostel – verpflichtet sich selbst im 1. Kapitel des Galaterbriefs und sagt: „Ich muss mich auch und gerade als Apostel streng an die Wahrheit des Evangeliums halten; und wenn ich abweichend von dem Evangelium verkündige, das mir Jesus als Auferstandener gegeben hat, dann wollte ich verflucht sein.“ Dieser „Eventualfluch“ in Galater 1,6ff. wirkt auf uns zunächst verstörend, er bringt aber grundlegend zum Ausdruck, dass Paulus nicht sich selbst verkündigt und nicht selbst Maßstab ist, sondern allein das ihm offenbarte Evangelium. Nicht er ist die Quelle, das ist Jesus Christus; und nicht er ist Maßstab, sondern auch er ist an der vorgegebenen Wahrheit des Evangeliums zu messen und davon abhängig. Die besondere Autorität als Apostel liegt ausschließlich darin, dass er das Evangelium, das Christus ihm anvertraut hat, nach bestem Wissen und Gewissen so weitergibt, wie Christus es ihm vorgegeben hat.

Damit haben wir eine klare Differenzierung und Hierarchisierung bei dem Gebrauch der Bezeichnung „Wort Gottes“. Vorgeordnet, in letzter Verbindlichkeit und an höchster Stelle gilt *erstens* als Wort Gottes Jesus Christus in Person.



Impressionen von der SMD-Herbstkonferenz 2017

Zweitens ist Wort Gottes das von Christus offenbarte vorgegebene Evangelium, das wir ohne das Zeugnis der Apostel nicht hätten, weil wir nicht bei den Auferstehungserscheinungen dabei waren. So gilt *drittens* im Neuen Testament als Wort Gottes das Zeugnis des Evangeliums Jesu Christi durch die Apostel – und in Abhängigkeit von ihnen schließlich durch die Schüler der Apostel.

Wenn jemand den „römischen Brunnen“ versteht, kann er mutig Theologie studieren und ist für manche Glaubenskrise gewappnet. Denn er glaubt nicht an sein eigenes Schriftverständnis und nicht an Menschen oder menschliche Zeugnisse, sondern an den lebendigen Sohn Gottes, Jesus Christus. Dieser offenbart sich durch seinen Geist auch heute noch im Evangelium durch das Zeugnis der Apostel in den Schriften des Neuen Testaments. Es mag sein, dass in meiner Gemeinde zu einem bestimmten Punkt sechs Theologen sieben Meinungen vertreten. Das muss mich aber nicht anfechten. Es mag sein, dass ich im Neuen Testament – und vor allem im Blick auf das Alte Testament – Aussagen finde, die ich nach meinem Stand der Erkenntnis nicht einordnen und mit meinem Verständnis von Evangelium zusammenbringen kann. Dann muss ich nicht sagen „Der eine denkt so, der andere denkt so“, sondern dann bin ich von den Aposteln eingeladen und vom Evangelium gefordert, zu prüfen, nachzufragen und um die Wahrheit des Evangeliums zu ringen! Denn wir sind einbezogen. Wir sind – gewissermaßen als unterste Schale des römischen Brunnens – in den Überlieferungsprozess einbezogen. Wir sind zur Podiumsdiskussion der neutestamentlichen Zeugen eingeladen. Deshalb ermutige ich Theologiestudierende so gern, sich einzuschalten in die Diskussion der Zeugen des Wortes Gottes; nicht locker zu lassen, sondern zu sagen: „Jetzt will ich es aber genau wissen! Was ist das Evangelium? Was ist die eine Wahrheit des Evangeliums in der Vielstimmigkeit dieses Zeugnisses?“ Wir sind gewürdigt und in Verkündigung, Lehre und Seelsorge herausgefordert, theologisch verbindliche Urteile zu fällen. Aber nicht, indem wir beliebig sagen: „Das ist mir sympatisch, das hat mir schon immer gefallen, also spreche

ich dir das mal so zu.“ So kämen wir nur zu willkürlichen Urteilen unserer eigenen Vorurteile. Inhalt, Quelle und Maßstab ist jeweils nichts anderes und nicht weniger als Jesus Christus selbst, der uns durch seinen Geist in dem biblischen Zeugnis seines Evangeliums gegenwärtig ist.

Jetzt aber sind wir bei der eigentlich spannenden Frage: Ist das Wort – gemäß dem Modell des römischen Brunnens – nun Wort Gottes oder ist es Menschenwort? Das Faszinierende ist: Dies erweist sich als ein falscher Gegensatz! Wort Gottes im eigentlichsten Sinne ist Jesus Christus in Person. Wenn dieser Christus deine Mitte ist, dann kann dich keine Hermeneutik oder Theologie mehr aus den Angeln heben, denn dann hast du das tragende Wort Gottes. Warum ist es so wichtig, dass wir das in der Schrift bezeugte Evangelium von Jesus Christus als Wort Gottes erkennen? Nun, wir haben nicht nur eine Abstufung von oben nach unten – im Sinne von „immer weniger Autorität, immer mehr Angewiesensein auf Kritik“ –, sondern es gilt auch umgekehrt: Wenn niemand aus der untersten Schale des Brunnens in Form von theologischen Verfälschungen und Irrlehren „giftiges Wasser“ in eine obere Schale des Brunnens spritzt, dann wirkt der Heilige Geist auch in unserer Verkündigung, Lehre und Seelsorge.

Das Wort Gottes ist Dynamis und es hat Kraft. Es ist deshalb so wichtig, dass wir wirklich das Wort Gottes verkündigen und nicht unsere Lieblingsmeinung. Überall dort, wo es erklingt, hat es in sich selbst die Kraft, den Glauben zu wirken. Es sind nicht die Menschen, die sich für Gott entscheiden – es ist Gott, der sich für die Menschen entscheidet. Es sind nicht unsere Worte, die Menschen überzeugen, es ist die Kraft des Wortes Gottes und des Evangeliums. Wenn wir nichts anderes tun wollen, als Christus allein, allein seine Gnade, allein die Schrift und allein den Glauben den Menschen zuzusprechen, dann erleben wir heute das, was geschah als Christus den Auferstehungszeugen begegnete. Gott will auch heute durch uns sprechen. Und deshalb gilt nicht nur: Das Neue Testament ist Gottes Wort im menschlichen Zeugnis –, sondern es gilt zugleich: Euer menschliches Wort soll als Gottes Wort wirken.

Hinweis zum Weiterlesen: H.-J. Eckstein, Wie will die Bibel verstanden werden, Holzgerlingen 2016, Seiten 133-160. ■

Dr. Hans-Joachim Eckstein ist Professor für Neues Testament. Von 2001 bis 2016 lehrte er an der Ev. Fakultät der Uni Tübingen, zuvor an der Uni Heidelberg. Vielen ist er durch seine eindrücklichen Vorträge, Predigten, Veröffentlichungen und Gemeindelieder bekannt.



Angst und Glaube

Ein Lebensthema Martin Luthers – ein Seminarimpuls von der Heko

Jeder Christ, der im Jahr des Reformationsjubiläums einmal versucht, Luthers 95 Thesen vom 31. Oktober 1517 zu lesen, merkt schnell: Luther hatte andere Fragen als wir. Wie kommt es, dass trotzdem viele Christen bis heute das Gefühl haben, in Luthers Christuszeugnis Trost und Ermutigung zu finden? Vielleicht, weil Luther zum Reformator wurde in Auseinandersetzung mit einer Frage, die auch uns nicht kalt lässt: Wie begegne ich meiner größten Angst? Thorsten Dietz hat in einem Seminar auf der Heko über diese Frage gesprochen.

„Vom Himmel durch Schrecken gerufen“ sei er Mönch geworden, schrieb Luther später einmal. Im Rahmen der zeitgenössischen Frömmigkeit galt der Eintritt ins Kloster als der sichere Weg zum Heil, der hoffnungsvollste Versuch, Frieden für eine verängstigte Seele zu finden. Luther erlebte im Kloster zunächst ein Nachlassen seiner Ängste, aber nur für kurze Zeit. Schon seine erste Messe wurde zu einer traumatischen Erfahrung, weil er vor allen Gottesdienstbesuchern von Angst geschüttelt wird. Drastisch beschreibt er, wie sehr ihn Angst und Panik gequält haben: *„Ich wurde gebadet und getauft in meiner Möncherei und hatte die rechte Schweißsucht, Gott sei gelobt, dass ich mich nicht zu Tode geschwitz habe.“* An Beschwichtigungsversuchen durch Beichtväter und Seelsorger hat es nicht gefehlt. Aber in der Panik versagen alle Argumente. Der Angst ist mit guten Gründen allein nicht beizukommen. In wachsender Verzweiflung an seinen Bemühungen lernte Luther, dass Angst nicht durch eigenes Grübeln überwindbar ist. Die bloße Möglichkeit eigenen Ungenügens vor Gott lässt stets Raum für die Angst vor göttlicher Strafe. Verdeutlichen konnte Luther dies am Sprichwort: *„Wer sich vor der Hölle fürchtet, der kommt hinein.“* Ängste vor Gericht und Strafe gewinnen zunehmend die Herrschaft über das eigene Erleben. Die Angst vor einem bestimmten Zustand scheint diesen geradezu unvermeidbar zu machen. Je mehr man diese Erfahrung vermeiden will, desto schneller ergreift sie Besitz von einem. Darin bestand das „Schweiß- bzw. Angstbad“, wie er seine Panik später beschrieb.

Im Ringen mit den biblischen Texten entdeckt Luther einen neuen Weg, mit Angst umzugehen. Zunächst findet er in den biblischen Psalmen Worte, seine Angst vor Gott auszudrücken: *„Ich schütte meine Klage vor ihm aus und zeige vor ihm an meine Not.“* (Ps 142,3) Meine Ängste trennen mich nicht von Gott. Ich kann sie wie viele Beter vor mir vor Gott aussprechen. Es gibt keine Überwindung der Angst, in der diese nicht zunächst einmal angenommen und ausgehalten wird. Nur so kann es gelingen, dass den Ängsten die Spitze abgebrochen und die lebensbe-



© Jonathan Schoeps / shutterstock.com

herrschende Macht genommen wird. Sodann lernt Luther, die Trostworte der Bibel ganz persönlich für sich in Anspruch zu nehmen, sie als Zusage bedingungsloser Gnade zu lesen und zu glauben. Gegenüber den Bildern des Grauens hilft nichts, was Menschen tun, auch nichts, was die Kirche glaubt versprechen zu können. Zur echten Hilfe wurden ihm biblische Bilder, die im gekreuzigten Christus die gnädige Nähe Gottes für die Verlorenen vor Augen malten.

Ganz drastisch wendet Luther diese Erkenntnis der bedingungslosen Barmherzigkeit Gottes auch an auf die quälende Erfahrung religiöser Zwangsgedanken. Wie viele Mönche erlitt Luther bisweilen den inneren Drang, Gott zu lästern. Ungeheuer kühn schreibt Luther sich und anderen ins Stammbuch: *„Selbst wenn er [der Christ] unter dem übermächtigen Druck der Anfechtung lästerte, er ginge um deswillen nicht zugrunde. Denn unser Gott ist nicht ein Gott der Ungeduld und der Grausamkeit, auch nicht den Gottlosen gegenüber. Das sage ich denen zum Trost, die beständig von gotteslästerlichen Gedanken gequält werden und sich allzu sehr ängstigen, obgleich solche Gotteslästerungen, weil sie gewaltsam vom Teufel Menschen wieder ihren Willen abgepresst sind, bisweilen willkommener klingen in Gottes Ohr als selbst das Halleluja oder sonst irgendein Jubellied. [...] Denn je grausiger und scheußlicher eine Gotteslästerung ist, um so willkommener ist sie Gott, wenn nur das Herz fühlt, dass es diese Gotteslästerung gar nicht will.“* So kann Luther raten, was heute noch im Umgang mit Zwangsgedanken am wichtigsten ist: *„Daher ist es ein Heilmittel dafür, dass man sich um solche Gedanken nicht kümmert.“*

Durch eigene Willenskraft allein lässt sich Angst nicht beseitigen. Im Vertrauen auf den Gekreuzigten erweist sich die menschliche Angst gleichermaßen als annehmbar wie überwindlich. Die geglaubte Gegenwart Gottes vermag der Abgründigkeit der Angsterfahrung ihren Stachel zu nehmen. Eigene Angst verliert zwar nicht ihre Schwere, wohl aber ihre Aussichtslosigkeit. Der Blick auf Christus ermöglicht es, Angst auszudrücken, anzunehmen und auf Gottes Hilfe bei ihrer Überwindung zu hoffen: *„In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“* (Joh 16,33). ■

Prof. Dr. Thorsten Dietz lehrt systematische Theologie an der Ev. Hochschule Tabor in Marburg.



Zur Freiheit berufen – Glaube allein

„Heko-Predigt von Hans-Joachim Eckstein zu Galater 5,1–15

„Zur Freiheit hat uns Christus befreit! So steht nun fest und lasst euch nicht wieder das Joch der Knechtschaft auflegen!“ (Gal. 5,1). Was für ein Begriff, der Begriff der Freiheit. Für jede und für jeden von uns wird es ein absolut positiv besetzter Begriff sein. Freiheitserfahrungen der Kindheit und Jugend: Endlich frei von der Schule, die erste Weltreise, die erste eigene Wohnung, frei von der Bevormundung durch Eltern und Lehrer. Wie genießen wir die Freiheit, die Welt zu entdecken und uns selbst uneingeschränkt zu entfalten?

„Zur Freiheit hat uns Christus befreit!“ – Die Freiheit, von der das Evangelium spricht, erweitert unser eigenes Vorverständnis von persönlicher, sozialer und politischer Freiheit nicht nur um zusätzliche, sondern um grundsätzlich neue Aspekte. Während wir den Menschen neuzeitlich vor allem als Individuum sehen, sieht die biblische Überlieferung vom Schöpfungsbericht her den Menschen nicht primär oder gar ausschließlich als isoliertes Ich, sondern als eine Person in der Gemeinschaft; nicht nur als Einzelnen, sondern vor allem in Beziehung. Wir sind aus der Beziehung heraus geschaffen worden, und wir sind für und zur Gemeinschaft geschaffen worden.

Dies ist für uns alle im Bereich echter und lebendiger Liebe nachvollziehbar und erfahrbar. In der Liebe wird die Beziehung nicht als Begrenzung, sondern als Entfaltungsbereich ihrer Freiheit erfahren. Hier ist die Gemeinsamkeit nicht nur das Mittel zur Erlangung der individualistischen eigenen Freiheit. In der Liebe bildet die Freiheit des Einzelnen vielmehr die Voraussetzung für das gemeinsame Ziel der Gemeinschaft. Diese Freiheit der Liebe und der Liebenden wollen wir nun entfalten.

Setzen wir bei unserem neuzeitlichen individualistischen Freiheitsbegriff an, der vor allem die Freiheit *von etwas* im Blick hat: Nach diesem Freiheitsideal geht es vor allem darum, dass der Einzelne sich frei von jeder Einschränkung, frei von jeder Fremdbestimmung, von jeder Beeinträchtigung der eigenen Interessen und wenn möglich auch von jeder Verantwortung gegenüber anderen entfalten kann. Wenn wir diesen Freiheitsbegriff freilich zu Ende denken, wer ist dann wirklich frei? Nun, dann wäre z. B. der frei, den man alleine auf eine einsame Insel aussetzt mitten im Pazifik. Der wäre frei von Eltern, Ehepartner und Kindern, von Gesellschaft, Verantwortung und Pflichten. Der müsste nichts mehr tun, als nur allein und unbeeinträchtigt mit sich selbst und für sich selbst frei zu sein. Aber soll das wirklich unser Ideal von Freiheit sein – frei von allem und frei für die Einsamkeit?

Von dieser Trennung vom Leben und dieser Isolation von den tragenden Beziehungen will uns Christus erlösen. Christus hat uns zur lebendigen Gemeinschaft und zur belebenden Offenheit befreit. Aus Liebe zu seinem Vater und zu den sterblichen Menschen hat er seine Freiheit nicht festgehalten, sondern er hat sich freiwillig „entäußert“ – also seinen Status der Freiheit aufgegeben – und ist Mensch geworden. Aus Liebe nahm er – von seiner himmlischen Existenz her gesehen – die Gestalt eines „Sklaven“ an und begab sich selbst in die Gemeinschaft der Sterblichen hinein und gab sich für die Unfreien hin. Er nahm sich die Freiheit, zu dienen statt zu herrschen. Er war so frei, all seine Privilegien in den Dienst seiner Liebe zu stellen.

Größer als die Freiheit des Ich ist die Herrschaft der Liebe. Wir sind nicht nur befreit *von*. Wir werden befreit von all dem, was uns bindet und was uns unmündig macht, um frei zu sein *für*. Seit Christus es uns vorgelebt, gezeigt und gelehrt hat, ist das Ideal der Freiheit nicht die Bindungslosigkeit, sondern die Übernahme der Verantwortung in Liebe.

Wo aber sind wir denn gebunden und erlösungsbedürftig? Nun, vielleicht sollten wir uns die Zeit nehmen und in der Stille darüber nachdenken, wo wir selbst noch nicht „aus Beziehung“, „in Beziehung“ und „für Beziehung“ leben. Wo sind wir eingeschränkt, wo hängen uns Ketten der Vergangenheit, Ketten der Angst, Ketten des Zwangs und der Enge an? Wenn die biblische Tradition von der Befreiung von der Sünde spricht, ist mit Sünde nicht etwa nur moralisch verbotenes Tun gemeint. Als Sünde gilt hier vielmehr all das, was uns von unserer Bestimmung zum Leben abhält; was uns bindet und schadet; was uns hindert, uns selbst frei in Gemeinschaft zu entfalten.

Aber sind wir wirklich gegenwärtig schon von der Macht der Sünde in ihrer verschiedenen Gestalt befreit? Erleben wir uns nicht trotz unseres Glaubens immer wieder gebunden und innerlich nach wie vor versklavt, so dass wir nicht tun können, was wir wollen, und tun müssen, was wir nicht wollen? Vielleicht hilft uns zur Klärung ein Beispiel von der Sklaverei unter den Umständen der Antike, wie Paulus sie bei seinen Entfaltungen voraussetzt. Angenommen, unser SMD-Generalsekretär Gernot Spies und ich hätten uns bereits in der Antike kennengelernt und er würde mich zu Hause besuchen. Wie viele „Freie“ hätte auch ich vielleicht einen Sklaven. Wenn Gernot Spies nun den von mir nicht allzu gut behandelten Sklaven befreien wollte, gäbe es nur eine wirksame und erfolgversprechende Lösung: Er müsste ihn von mir rechtsgültig und durch bescheinigte Bezahlung rechtskräftig abkaufen (1. Kor 6,20; 7,23; Gal 3,13; 4,4f.). Damit wäre der Sklave fortan nicht mehr mein Sklave, sondern er würde zu seinem neuen Herrn gehören, in dessen Herrschafts- und Einflussbereich er nunmehr steht.

Am nächsten Morgen mögen wir uns dann in der Stadt begegnen, wenn sein neuer Herr sich im theologischen Buchladen umschaute, während sein Sklave draußen auf ihn wartet. Wie würde der Sklave wohl reagieren, wenn ich ihn wie gewohnt anrufen und zu mir herbefehlen wollte? Nun, er würde mir wohl aus Gewohnheit genau so gehorchen, wie er es in der Vergangenheit gelernt und verinnerlicht hat. Er würde vergessen, dass er *de jure* – also rechtsgültig und rechtskräftig – von meiner Herrschaft befreit ist, und würde sich von mir *de facto* erneut erniedrigen lassen, als ob sich nichts verändert hätte.

Was wäre denn die Alternative? Die Lösung bestünde keineswegs darin, dass der nun befreite Sklave zu mir als seinem alten Herrn herkommt und mit mir einen Streit anfängt und sich mit mir wortreich und streitbar auseinandersetzt. Das würde nur dazu führen, dass meine Leibwächter ihn unsanft daran erinnern würden, dass sich ein Sklave in der Antike besser nicht mit einem „freien Mann“ auseinandersetzen sollte. Die wahre und einzige Lösung bestünde darin, dass sich der befreite Skla-

ve sogleich in die unmittelbare Nähe und den Einflussbereich seines neuen Herrn begibt, denn dort ist er so frei und geschützt, wie sein Herr selbst frei und unangreifbar ist. Denn seine neue Freiheit von der alten Herrschaft besteht ausschließlich und wirksam in der Zugehörigkeit zu dem neuen Herrn; der Sklave ist frei *von*, insofern er in der Freiheit *für* lebt. Innerhalb der neuen Beziehung erfährt er sich nicht nur *de jure*, sondern auch *de facto* frei und lernt es immer mehr, sein Leben im Bewusstsein dieser Freiheit in Beziehung zu entfalten.

Mögen auch Gewohnheit, Alpträume und eigene Inkonsequenz die alte Herrschaft immer wieder so erfahren lassen, als wäre sie noch gültig; mag auch die Stimme des alten Herren nach wie vor so erschreckend klingen, als wäre er unverändert mächtig – er hat keinen Rechtsanspruch mehr auf den von ihm Erlösten. So entfaltet Paulus unsere Freiheit von der Sünde als das Erlöst- und Freigekauftsein durch unseren Herrn Jesus Christus. Mit Jesus Christus sind die an ihn Glaubenden am Kreuz dem Anspruch und dem Recht der Sünde „abgestorben“, d. h. von ihr befreit worden.

Aber gilt dies alles nicht nur dann für uns, wenn wir und insofern wir von uns aus fest genug daran glauben? Ist der Glaube nicht die Bedingung, die wir von uns aus erfüllen müssen, um Rechtfertigung und Vergebung, Erlösung und Freiheit zu erlangen? Ist der Glaube nicht die Antwort, die wir auf das Wort Gottes selbst und allein geben müssen? Hier gilt es Entscheidendes zu klären: Glauben bedeutet in der Bibel vor allem anderen Vertrauen und ist damit weder eigene Leistung noch menschlicher Verdienst! Paulus versteht den Glauben nicht als Voraussetzung und Vorbedingung, die der Mensch von sich aus zu erfüllen hätte, um anschließend dafür das Heil zu erlangen. Vielmehr beschreibt er den Glauben als die Art und Weise, in der Gott dem Menschen schon gegenwärtig Anteil an seiner Gerechtigkeit gibt. Der Mensch muss nicht zuerst glauben, damit Gott ihm infolgedessen das Leben schenkt, sondern indem der Mensch glaubt, hat er bereits das Leben. Der Glaube selbst ist schon Geschenk (Röm 3,24; Phil 1,29; Eph 2,8), denn er ist die gegenwärtige Gestalt der Gottesbeziehung. Oder – um es mit den traditionellen Begriffen der Dogmatik zusammenzufassen: Der Glaube ist nach Paulus nicht die *conditio*, sondern der *modus* des Heilsempfangs; die Gerechtigkeit wird dem Menschen nicht „wegen seines Glaubens“ (d. h. *propter fidem*), sondern „durch den Glauben“, „in Gestalt des Glaubens“ (*per fidem*) zugeeignet.

Wer diese Erlösung der Beziehung und die Befreiung der Liebe erfahren hat, der muss und will sich nicht wieder unter ein neues Joch spannen lassen. Der ist geschützt gegen gesellschaftliche, religiöse und idealistische Versuchungen der Selbstversklavung. „Zur Freiheit hat uns Christus befreit! So steht nun fest und lasst euch nicht wieder das Joch der Knechtschaft auflegen!“ Schon in neutestamentlichen Zeiten hatte diese Freiheitserfahrung Konsequenzen für das Zusammenleben der Menschen, die sich gegenseitig nicht länger als Sklaven und Diener behandeln konnten, sondern als Schwestern und Brüder des einen und einzig wahren Herrn.

So beschließt der Apostel die Ausführungen unserer zu Anfang zitierten Freiheitsaussage mit der Ermunterung in Galater 5,13: „Ihr seid zur Freiheit berufen ... durch die Liebe diene einer dem andern.“ Denn in der Liebe wird der Freie wieder zum in Verantwortung und Fürsorge Gebundenen; und freier als der Einsame ist der aus Liebe Dienende. Was sind wir dann jetzt: frei oder gebunden? Die Liebenden sind frei und gebunden zugleich. Sie können gehen, aber sie wollen bleiben. Sie können sich schützen, aber wollen sich öffnen. Sie haben ihre Rechte, aber sie leben ihre Liebe. Sie gehören sich selbst, aber sie geben sich hin. Wohl dem, der niemandem gehört, aber jemanden hat, dem er zugehört. ■

**Die Predigt basiert auf: Hans-Joachim Eckstein, Christus in euch. Von der Freiheit der Kinder Gottes. Eine Auslegung des Galaterbriefs, Göttingen 2017.*



Martin Luther – Ich bin so frei

_Gedanken aus einem Heko-Seminar: „Ich muss nichts!“

Trotz allem Luthertrubel im Lutherjahr entschied ich, mich in einem Seminar der Heko mit Luthers Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ auseinanderzusetzen. Einige Gedanken, die ich während des Seminars hatte, möchte ich hier teilen.

Auch wenn ich als Maschinenbaustudent Interesse an theologischen und kirchengeschichtlichen Themen habe, so war es doch ein tieferer Grund, der mich zur Teilnahme an diesem Seminar bewog. Es ist die dahinterliegende Frage nach der eigenen Identität: Wer bin ich? Und diese Frage interessiert nicht nur allgemein. Sie ist auch deshalb so spannend, weil wir in einer Welt leben, in der uns viele unterschiedliche Antworten auf diese Frage begegnen.

In meinem universitären Kontext (und nicht nur da) geht es viel um Optimierung. Nicht nur um die Optimierung technischer Systeme, sondern auch um die Optimierung der eigenen Person. Man will schlauer sein, effizienter arbeiten, einen optimalen Lebenslauf und eine gute Work-Life-Balance haben. Die Freiheit, Gaben zu entwickeln und besser zu arbeiten, ist zum Zwang der Selbstverwirklichung verkommen. Das ist keine Freiheit. Egal ob ich selbst oder andere mir Lasten auferlegen: Christus hat mich befreit. Nicht nur von der Sünde. Auch vom Menschenurteil. Nur Er darf urteilen. Aber Er sieht mich gnädig an. Seine Perspektive auf mich darf ich immer wieder wahrnehmen. Gerade dann, wenn andere Gedanken die vermeintliche Freiheit versprechen. Christus allein befreit. Mit dieser Freiheit darf ich nicht nur freimütig den Anforderungen an der Uni begegnen. Mit dieser Freiheit darf ich mich genauso im christlichen Kontext von Gesetzmäßigkeiten freimachen, die leider viel zu oft ohne die Freiheit daherkom-



men. Ich muss nicht aus einem Pflichtgefühl heraus jeden Morgen Bibel lesen. Das ist befreiend. Aber ich darf natürlich, um immer wieder zu erkennen, wie Gott mich sieht. Und vielleicht weicht ja dann die Pflicht der Freude.

Mein Fazit des Seminars: Ich muss nichts! Und wenn ich das verinnerlicht habe, dann darf ich auch fröhlich Luther zu Ende denken: „Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemandem Untertan. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.“ ■

Moritz Schroth studiert an der TU Dresden Maschinenbau und koordiniert in seiner SMD-Gruppe die Hauskreise.



Gotteswort im Menschenwort

_Heko-Seminar: Wie will die Bibel heute von uns verstanden werden?

„Gotteswort im Menschenwort“ – dieses Heko-Seminar kam mir gerade recht, weil mich das Thema momentan beschäftigt und beim Bibellesen häufig Fragen aufkommen. Pfarrer Dirk Hasselbeck aus Bad Dürkheim-Oberbaldingen stellte dazu acht Thesen auf. Die Thematik ist zu komplex, um sie hier erörtern zu können. Aber ich möchte einige Aspekte nennen, die mir wichtig geworden sind.

Grundsätzlich ist zu beachten, dass die Bibel die einzige generelle Offenbarungsquelle für Menschen und Kirche ist. Zugleich lasse sie sich aber nicht per se als Gottes Wort beweisen. In der Bibel als von Menschen geschriebenen und gesammelten Texten ist Gottes Wort in vergleichbarer Weise verborgen und offenbar, wie es der Sohn Gottes im Menschen Jesus von Nazareth war. So entzieht sich Gott einem besitzenden Zugriff durch den Menschen und gibt sich in Liebe zu erkennen. Durch die Wirkung der Bibel zeigt und erweist sich Gottes Wort, nämlich indem Menschen zu Jüngern werden, Glaube erwächst, Gemeinde gebaut und Leben geschenkt wird. Diese indirekten Zeichen seien ein Indiz für die Kraft des Heiligen Geistes, die hinter diesem Wort steht. Wenn versucht wird, auf den „historischen Jesus“ und „ursprüngliche Worte“ zurückzugreifen, werden mit hoher Wahrscheinlichkeit eigene Wunschvorstellungen des Rekonstruierenden mit eingebaut.

Auf der anderen Seite bestünde bei einem falschen Verständnis der Inspiration die Gefahr, die Bibel nach unseren heutigen Denkmustern als vollkommen irrtumsfrei anzusehen und zu glauben, dass das Bild, das die Bibel uns von Gott zeigt, die persönliche Erkenntnis Gottes im Glauben ersetzen könnte.

Die Inspiration der Schrift meint, dass der von Menschen geschriebene und überlieferte Bibeltext Gott zum Autor hat. So enthält der biblische Text einen Überschuss an Weisheit und Einsicht, der nicht auf den menschlichen Schreiber zurückgeht. Hier zeige sich die Spannung zwischen Verborgenheit und Offenbarung von Gottes Wort im Menschenwort und mache besonders deutlich, wie Gott sich selbst erniedrige, sich zu den Menschen hinablasse und deren Willkür aussetze, sich für uns verständlich mache, um zu werben und nicht zu überreden. Gerade diese Niedrigkeit mit ihren Ungereimtheiten und scheinbaren Widersprüchen mache die Bibel als Gottes Wort glaubwürdig. ■

Deborah Schneider, 23 Jahre, studiert im 8. Semester Humanmedizin in Göttingen

